

## Marktwirtschaftliche Glaubenskrisen<sup>i</sup>

Die Ferne im Osten hat eine feste Beziehung in unseren geistigen Wahlverwandschaften, vom west-östlichen Diwan, dem Exotismus des neunzehnten Jahrhunderts, Poona, dem Wallfahrtsort westlicher Zivilisationsflüchtlinge bis hin zum Indiepop song „Mundian Tho Bac Ke“, der es vor kurzem noch auf Platz zwei der deutschen Hitparade brachte. Außerdem: haben entwickelte Kulturen nicht inzwischen so viel Fremdes in sich aufgenommen, daß es bereits zu ihrer Normalität gehört? Doch der Blick in diesen naheliegenden Spiegel vermittelt eher soziale Probleme als schöne Bildung und verursacht zwischen Fremd- und Eigenbildern leicht Sehstörungen.

Dem kulturwissenschaftlich auf den Grund zu gehen haben sich namentlich postkoloniale Studien vorgenommen. Auch dabei spielt Indien eine – neue – Rolle fürs Abendland. Dies gilt allerdings, und das ist nicht minder neu, auch umgekehrt: Indische Literatur bereitet dem Westen einen eigenen ost-westlichen Diwan. Welche Vorstellungen darauf Platz finden, illustriert der Roman „Ein Sommer in Kalkutta“ von Amit Chaudhuri (geboren 1964).

Der Titel scheint allerdings auf den Text hereinzufallen. Er trifft zwar die Sache, vergibt aber gerade das Thema. Im englischen Original heißt er: „A New World“. Der Autor mußte wissen, worauf er sich damit einließ: ER hat in Oxford Literatur studiert. Utopisches Erzählen von Francis Bacons „Neuem Atlantis“ zu Aldous Huxleys „Schöner neuer Welt“ bis zu George Orwell (in Indien geboren) dürfte das Problem sein, auf das er seinen Roman projiziert. Wenn überhaupt, so könnte dieser erst dadurch interessant werden. Denn die Geschichte selbst scheint alle Ansprüche des englischen Titels zu leugnen.

So gut wie nichts geschieht. Joy, Wirtschaftswissenschaftler an einer amerikanischen Universität im mittleren Westen, verbringt mit seinem siebenjährigen Sohn Bonny die Sommerferien bei seinen Eltern in Kalkutta. Zahlreiche Nahaufnahmen führen ein Leben im Kleinformat vor: halbe Gespräche, schnell unterbrochen, wieder aufgenommen; Fragen nach Befindlichkeiten, aber nur flüchtig ausgetauscht; keine Diskussionen, als ob die lähmende Schwüle Kalkuttas über alles einen Schleier der Unerheblichkeit gebreitet hätte; Austausch von Höflichkeiten auf dem Flur des Wohnblocks; Begegnungen am Aufzug; kleine Spaziergänge im Schatten; Blicke auf Kolonialvillen; gelegentlich eine Taxifahrt; Warten beim Geldumtausch; ein Tischtennispiel mit dem Sohn; Notizen über häusliche Versorgung, vor allem über bengalische Küche. Ein weithin ruhender Text, in die Breite erzählt, der Boden mit undramatischen Alltäglichkeiten bedeckt, im übrigen nur mäßig

lokal koloriert. Einzig eine Fülle von Ausdrücken in der Landessprache sorgt für – eher beschwerliche – Exotik.

Dieses Kammerspiel eines Familienbesuchs wirkt vor allem durch seine Enthaltbarkeit. Kein hartes Wort, keine schroffe Geste wird zugelassen. Im gleichmäßig hinfließenden Text scheint der Orient Stil geworden zu sein. Darin liegt, für westliche Augen, sein Risiko; daß man das Geduldige und Verhaltene wie beim vorigen Roman Chaudhuri's „Melodie der Freiheit“ (2001) geschehen, meditativ, esoterisch verrechnet oder ihm vage jene „unterirdisch zeitlose Welt der Werte und des Geistes“ zugute hält, womit Hesses „Siddartha“ bis heute fasziniert.

Chaudhuri aber hatte wohl ganz anderes im Sinn. Es sollte zu denken geben, daß er in England und Indien bereits in einem Atemzug mit R. K. Narayan („Der Fremdenführer“, 1986) oder A. Desai („Spiele in der Dämmerung“, 2001) genannt wird. Wer allerdings mehr von seiner Geschichte haben will, muß auf die kleinen Strudel eingehen, die da und dort die Textoberfläche kräuseln. Nur sie deuten auf Steine des Anstoßes in der Tiefe, die nach und nach eine Art Lebensachse hinter der Geschichte zutage fördern. Sie dreht sich um die Bindung des Sohns an die Eltern, die unter dem Spannungsbogen von Amerika und Indien steht. In Reflexen einer doppelten Biographie kehrt die erzählende Kamera fast unmerklich immer wieder an dieselben Stellen wie an zwei wunde Punkte zurück: Der eine ist die – gescheiterte – Ehe des Sohns; der andere die Ethik. Beides hängt zusammen.

Joy hat, durchaus im Sinne der Eltern, in den Vereinigten Staaten eine Bengalin geheiratet. Nach der Geburt eines Sohnes jedoch verläßt die Frau den Vater des Kindes und liiert sich mit dem Gynäkologen, der es zur Welt brachte. Der Junge, Zeugnis ihrer Vereinigung, wird sie zum Inbegriff ihrer Trennung. Joy leidet darunter, ohne es wirklich zu begreifen. Sein Besuch in Kalkutta dient der Ursachenforschung. Unmerklich vergleicht er seine mit der Ehe der Eltern und stößt zu Hause, wo er Orientierung erwartet, auf eine grundlegende Desorientierung. Für jemand, der in Amerika lebt, besitzt er (noch) zu viel bengalischen Familiensinn; für einen Bengalen ist er bereits zu amerikanisch. Sein Weg von Ost nach West läßt ihn zwischen die kulturellen Fronten geraten. In den Vereinigten Staaten war er Immigrant, in Indien Emigrant. Ein Wanderer zwischen den Welten. Diese Unentschiedenheit trägt er im Blick zbd bekennt dadurch sein bewegendes Moment: daß Multikulturalität für die Ankömmlinge vor allem auch ein Problem der Interkulturalität ist.

Vor diesem Hintergrund kann der banale Kauf einer Waschmaschine eine

Alötagsepiphanie auslösen. Sie den Eltern zu schenken hieße, die ganze Sozialordnung zu gefährden. Keine Dienstmädchen kämen mehr; andere würden Rückschlüsse auf Vermögens- und Standesverhältnisse ziehen; Hierarchien gerieten ins Wanken. Der Kauf unterbleibt. Solche Bagatellfälle lassen das Gefühl wachsen, daß der „Spiegel der Überzeugungen“, in den der Sohn geschaut hat, im Begriff ist, blind zu werden. Joy findet sich in einer Grauzone von Klischees, die sich gegenseitig relativieren. Seine Scheidung zeigt eine kulturelle Unentschiedenheit an. Seine Frau hingegen hat sich, brutal ausgedrückt, für die helle Haut des Gynäkologen entschieden und damit für die Wunschwelt, die eine Bengalin daran ablesen mag.

Dementsprechend nimmt Chaudhuri's Geschichte dann auch ein Ende, das keines ist. Vater und Sohn kehren nach Amerika zurück. Sie entscheiden sich für die neuen Annehmlichkeiten der Zivilisation und gegen die alten kulturellen Bindungen. Und dann geht es Chaudhuri in zweiter und dritter Hinsicht. Man beginnt zu ahnen, warum der ‚Held‘ aufbricht, ohne wirklich anzukommen: Er ist in die Mühlen der Globalisierung geraten. Daß sein Leben wie suspendiert wirkt, kann an seiner Sozialtechnik nicht liegen: Er beherrscht beide Seiten. Jetzt aber, auf dieser Reise, geht ihm auf, was ihm fehlt: ein Drittes, in dem Indien und Amerika sich wirklich treffen können. Bisher war sein Leitstern der freie Markt als dem Mythos der Globalisierung. Gab er nicht selbst ein schönes Beispiel dafür, daß sich in dessen Namen berufliche Schranken, gesellschaftliche Grenzen, Hürden der Hautfarbe überwinden lassen? Daß Cornflakes, Ponds Talkumpuder oder eine American-Express-Karte eine Art Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit des Konsumenten stiften?

Die Scheidung ist für ihn wie eine Vertreibung aus dem Paradies. Der Glaube an Prosperität mag vielleicht Volkswirtschaften, nicht aber Leib und Seele zusammenhalten. Joy beschleicht eine marktwirtschaftliche Glaubenskrise. Nichts könnte diese ideologische Deckungslücke besser zeigen als ein ebenfalls beiläufig hingeworfenes Zeichen. Seit längeren schon will er ein Buch über Wirtschaftsethik schreiben. Die Reise nach Indien sollte ihn dazu inspirieren, aber stattdessen hat sie ihn nur noch weiter davon abgebracht. Globalisierung, so der wachsende Verdacht, ist keine Heilsmaschine, sie hat keine Moral. Sie lädt allenfalls zu zivilisatorischen Arrangements ein. Wer mehr von ihr erwartet als Joy, könnte sich am Ende als kulturell Obdachloser wiederfinden. In der Mitte dieser Geschichte tut sich eine empfindliche weltanschauliche Leerstelle auf.

Und Europa? Liegt es nicht – in der Mitte – zwischen Indien und Amerika? Haben nicht Romanfigur und Autor dort studiert? Europa ist die große Abwesende in diesem

Zusammenhang. Die Wanderbewegung des Protagonisten folgt zwar den Spuren des europäischen Kolonialismus nach England. Doch der Weltgeist der Globalisierung, der ihn beerbt, hat Europa längst westwärts verlassen. Zurück bleibt, aus Sicht des Orients, ein kulturelles Museum auf einem ‚alten‘ Kontinent (was ihm die Neue Welt inzwischen ganz offen bestätigt). Irgendwie, so scheint es, korrespondiert die dezentrale Existenz, die Chaudhuris Held führt, mit diesem Europa, das keine Mitte mehr ist.

Wenn Joy deshalb mit seinem Sohn wieder nach Amerika aufbricht, dann ohne Überzeugung, eher wie ein Kulturwaise. Kaum etwas könnte seine Minderung besser vor Augen führen als das Schlußbild dieses Romans. Was früher ein west-östlicher Diwan war, ist dort einer Wartelounge auf dem Flughafen gewichen. Kein geistiger Austausch, höchstens flüchtige Begegnungen an einem unverbindlichen Durchgang, eine davon mit einer Amerikanerin, die sich im Flugzeug fortsetzt. „Er fühlte sich nicht ihm geringsten von ihr angezogen und registrierte beruhigt, daß es ihr mit ihm vermutlich genauso ging“.

Chaudhuris Roman“ *Ein Sommer in Kalkutta*“ ist ein verhaltenes, fast verschwiegenes Buch, das auf den zweiten Blick eine sehr aktuelle Geschichte, auch in europäischer Sicht, erzählt. Diese allerdings ist nichts für eilige Leser: Sie würden wenig davon haben.

---

<sup>i</sup> AMIT CHAUDHURI: *Ein Sommer in Kalkutta*. Roman. Aus dem Englischen übersetzt von Gisela Stege. München (Karl Blessing Verlag) 2002. – Original: *A new world*. Knopf 2001